Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Das Missverstandene Japan
Autor: Watanabe, Mamoru
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758491

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS MISSVERSTANDENE JAPAN

VON MAMORU WATANABE

I.

In einer europäischen Stadt bot sich mir einmal die Gelegenheit, bei der Inszenierung der Oper «Madame Butterfly» mitzuhelfen. Meine Freude darüber war groß; denn dadurch wurde mein langjähriger Wunsch, diesem Meisterwerk Puccinis ein echt japanisches Gepräge zu geben, erfüllt. Ich war innerlich stolz darauf, daß es mir gelang, nicht nur die Bühnenwirkung zu erhöhen, sondern auch die ganze Handlung tiefer und überzeugender zu gestalten.

Ueberraschenderweise vermißte das Publikum bei dieser Aufführung die Atmosphäre des Ostens. Gerade die Aenderungen, die ich in der Bühnenausstattung, an den Kostümen und an der Darstellungsweise vorgenommen hatte, um der ganzen Aufführung einen japanischen Charakter zu geben, wurden vom Publikum europäisch empfunden.

Die Zuschauer hätten es, wie man mir sagte, japanischer gefunden, wenn die Darsteller mit zierlichen Schrittchen auf der Bühne herumgetrippelt wären und die Butterfly übertrieben geschminkt und frisiert gewesen wäre. Da kam mir die Erkenntnis, daß die Leute in der Oper «Madame Butterfly» das japanische Leben so sehen wollen, wie sie es sich vorstellen und nicht wie es wirklich ist.

Diese Eigenart der Europäer aber beschränkt sich nicht nur auf das Theater. Ich machte mehrere Male ähnliche Beobachtungen, durch die ich zu der Ansicht gelangte, daß die Europäer allgemein eine eigenartige Vorstellung von Japan besitzen, die gar nicht der Wahrheit entspricht.

Wie aber hat sich diese falsche Vorstellung von Japan so weit verbreitet? Man kann viele Gründe dafür angeben. Der Hauptgrund scheint mir aber das Vorurteil zu sein, welches bei den Europäern allgemein verbreitet ist, daß in Ostasien alles anders sein muß als in Europa. Sie glauben ohne weiteres an die unmöglichen Märchen, wie zum Beispiel daran, daß die Japaner Regenwürmer essen oder das Küssen nicht kennen und so weiter, da sie eben den asiatischen Menschen für ein völlig anderes Wesen halten.

Ein Großteil der Berichte aus Ostasien ist darauf bedacht, die Europäer in Erstaunen zu setzen, zum Lachen zu bringen oder Abscheu

zu erregen, wobei die Berichterstatter gern die Wahrheiten übertreiben, um die Leser zu ergötzen. Ungewöhnliche Vorkommnisse wurden immer wieder angeführt, als wären sie in Japan allgemein und selbstverständlich. Und so verbreitete sich allmählich eine einseitige und übertriebene Vorstellung, die uns Japaner in Verwunderung setzen muß.

Dagegen scheinen die Europäer völlig vergessen zu haben, daß wir auch Menschen sind und viel Gemeinsames mit ihnen haben. Die Europäer interessieren sich beispielsweise nicht für die Kultur des gegenwärtigen Japans, die die gleiche Richtung einschlägt wie die europäische.

Von den zahlreichen symphonischen Werken japanischer Komponisten, die in Tokio immer wieder gespielt werden, hört man kein einziges in Europa. Die Europäer wissen nicht, daß Japan vor dem Krieg in der Welt der größte Abnehmer von Schallplatten auf dem Gebiet der ernsten Musik war, was zeigt, wie stark die europäische Musik unter dem Volke verbreitet ist. Die japanische Filmkunst wird in Europa nie erwähnt. Dabei war Japan vor dem Krieg der zweitgrößte Filmproduzent der Welt. Wenn auch das durchschnittliche Niveau nicht so hoch war wie das europäischer Filme, so besaßen doch einige Filme so hohen künstlerischen Wert, daß man sie neben die besten europäischen Filme hätte stellen können.

Während altjapanische Kunst in Europa — wenigstens zum Teil — bekannt ist, schenkt man der modernen Kunst Japans keine Beachtung; denn für die Europäer gehört die Kultur des Ostens nur der Vergangenheit an. Das mag bei einigen asiatischen Ländern zutreffen, deren Völker nicht mehr die Fähigkeit des Kunstschaffens besitzen, deren sich ihre Ahnen rühmen konnten. Was aber die japanische moderne Kunst betrifft, kann sie meiner Schätzung nach in ihrer Geschichte zumindest den gleichwertigen Platz beanspruchen, den die europäische moderne Kunst ihrer Vergangenheit gegenüber einnimmt. Besonders die japanische Malerei der Gegenwart ist in ihrer gewonnenen Technik und Ausdruckstiefe nur mit den besten Epochen der Vergangenheit vergleichbar. Die Kunst des Tuschmalens der letzten fünfzig Jahre steht auf einer noch nie erreichten Höhe. Sogar das Kurzgedicht, Haiku, hat sich in der modernen Zeit einen neuen Inhalt erworben, indem es sich zu einer Kunst entwickelte, deren Ernst und Strenge die altjapanische Dichtkunst der romantischen Naturschilderung nicht kannte. Das heutige Kunstschaffen Japans darf wahrhaftig den Anspruch erheben, auch in der westlichen Welt beachtet zu werden, denn nur durch einen engen Kontakt mit dem Ausland kann die japanische Kunst, deren Problematik nunmehr mit der europäischen gleich ist, zu freier Entfaltung gelangen.

II.

Man liest in Europa immer wieder, die Seele der Asiaten sei für die Europäer unverständlich. Sie wäre ihnen wohl verständlicher gewesen, hätten sie nicht von vornherein einfach geglaubt, daß die Seele der Ostasiaten völlig anders sei als die ihrige. Muß ihnen unser Denken und Handeln geheimnisvoll und unverständlich erscheinen?

Während eines Luftangriffes auf eine deutsche Stadt sprach mich im öffentlichen Luftschutzkeller ein Mann an. «Sie haben es gut. Die Japaner fürchten den Tod nicht.» Das ist ein typisches Beispiel, was für eine Vorstellung sich die Europäer von uns machen. Sie sprechen uns sogar das elementarste Gefühl des Menschen, die Furcht vor dem Tod, ab.

Die Mentalität der Selbstaufopferung der japanischen Soldaten war den Ausländern ein großes Rätsel. Für uns ist nichts erstaunlicher als die Erklärung, der japanische Soldat könne leicht sterben, weil er glaube, sich dadurch für seinen Gott-Kaiser zu opfern und selbst ein Halbgott zu werden, oder: die Japaner hätten den festen Glauben, nach ihrem Selbstmord in einer anderen Welt weiterleben zu können.

Wir aber sind davon überzeugt, daß es keinem japanischen Soldaten wichtig war, was nach dem Tod aus ihm wird. Er hat keinen religiösen Glauben hinsichtlich des Todes und dessen, was danach folgen könnte. Gewiß wurde jeder Japaner belehrt, daß die Treue zum Kaiser und die Opferbereitschaft für das Vaterland eine kategorische Pflicht sei. Manche Soldaten zeigten zwar in diesem Punkt eine mystische, fast religiöse Exaltation, die aus ihrer etwas blinden, aber ehrlichen Ueberzeugung entstand, daß sie mit einem heldenhaften Tod die höchste Pflicht eines Japaners erfüllt haben. Sie waren aber weit davon entfernt, diesen Tod zu suchen, etwa «aus Sehnsucht nach der kommenden Welt» oder «aus Selbstbefriedigung, von ihrem Gott als Held anerkannt zu werden.»

Jan Morrison erklärt dies in seinem Buch «This War against Japan» treffend: «Der Japaner gibt sein Leben nicht deshalb so willig hin, weil er dadurch der erste sein kann, im Paradies einzutreten. Er hat wenig Interesse am Tod und macht sich kaum eine philosophische Vorstellung von der Nachwelt. Er gibt sein Leben hin, weil er leidenschaftlich glaubt, daß es seine Pflicht ist, so zu handeln. Jedes Opfer, sogar das höchste, wird mit Freuden angenommen, wenn es um die Erfüllung des mystischen Schicksals des ‚Dai-Nippon', des ‚Großen Japan' geht.»

Auch in Europa schätzte man es einst, sich für sein Vaterland zu opfern. Die Todesverachtung der japanischen Soldaten ist nichts anderes als die bis zum Extremen gesteigerte Form dieses mittelalterlichen Heroismus. Heute wissen wir, daß die Erziehung zu einer der-

artigen Selbstverleugnung falsch war. Es gibt jedoch keinen Grund, diese Sitte einer anderen Rasse einfach als unverständlich zu bezeichnen.

III.

Hätte man noch mehr darauf geachtet, daß das, was die Europäer und die Ostasiaten voneinander unterscheidet, nicht gerade die Seele, das Innerste unseres Daseins, ist, sondern vielmehr etwas Aeußerliches, wie alte Traditionen, herkömmliche Sitten, Unterschiede der Lebensgewohnheiten, Verschiedenheit des Ausdruckes und so weiter, so stünden wir uns vielleicht heute näher.

Nicht einmal unsere äußerliche Ausdrucksweise hat man oft richtig verstanden. Ein Obsthändler in Jokohama wurde von einem Ausländer gefragt: «Ach, Sie haben keine Bananen mehr?» Der Verkäufer antwortete: «Ja, wir haben heute keine Bananen», worauf der Ausländer in seinem Reisebericht schrieb: «Die Höflichkeit der Japaner ist so übertrieben, daß ein Verkäufer dem Kunden niemals nein sagen darf.» Das wäre eine meisterliche Erklärung, wenn sie nur zutreffen würde! In Wirklichkeit jedoch antwortet man in der japanischen Sprache im Sinne des ganzen Satzes des Fragenden. Fragt man also: «Hast du meinen Freund nicht gesehen?», so antwortet man auf Japanisch: «Ja, ich habe ihn nicht gesehen», oder: «Nein, ich habe ihn gesehen.» Das ist eine grammatikalische Regel und hat mit Höflichkeit nichts zu tun. Dies ist ein typisches Beispiel, wie Ausländer die einfachsten Dinge aufbauschen, nur um ihnen einen geheimnisvollen Anstrich zu geben.

Wenn auch die japanische Musik den Ausländern ohrzerreißend klingt und ihnen das japanische Essen ungenießbar erscheint, so bedeutet dies nicht gleich, daß die Japaner innerlich anders geartet sind als die Europäer. Unsere Großväter konnten auch nicht verstehen, wieso die Stimme eines Koloratursoprans den Ohren Genuß bringen könne. Sie behaupteten, daß die Weißen beim Kochen den eigentlichen Geschmack des Essens verderben, da sie alle Speisen mit Fett zubereiten. Diese «Verständnislosigkeit» aber kann überwunden werden, da wir innerlich eben alle Menschen sind. So steht der jungen Generation Japans ohne Zweifel die europäische Musik näher als ihre eigene. Ausländer, die lange in Japan gelebt haben, schwärmen auch für die japanische Küche.

IV.

Man versucht oft, die Seele eines fremden Volkes aus seinen Sitten und Gebräuchen abzulesen. Die Sitten eines Volkes aber sind nicht

immer der genaue Ausdruck dessen, was das Volk denkt und fühlt. Besonders in Japan, wo die traditionellen Bräuche und Sitten in Wahrheit beinahe nur noch als leere Form existieren, denkt man oft völlig anders, als man der äußeren Form nach schließen müßte.

Die Japaner «glauben», so schreiben europäische Zeitungen, daß der Kaiser ein Gott sei. Gewiß, so steht es überall geschrieben, und weh dem, der es wagte, etwas dagegen einzuwenden. Es ist aber eine andere Frage, ob die Japaner tatsächlich dieses Märchen «glauben». Wir würden den gleichen Fehler begehen, wenn wir einfach behaupteten, alle Katholiken des heutigen Europas «glaubten» an die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments.

Ausländer berichten, daß die japanischen Schulkinder lernen, daß ihr Inselreich vom Gott Izanaghi und der Göttin Izanami erschaffen wurde. Aber sie berichten nichts davon, daß dieselben Kinder in der Geographie lernen, daß diese Inseln vulkanischen Ursprungs sind. Die kaiserliche Proklamation nach dem Krieg, worin Hirohito seine göttliche Abstammung verneinte, hat nur insofern große Bedeutung, daß dadurch die Freiheit der Meinungsäußerung wiederhergestellt wurde. Sie brachte aber dem Volk keine große geistige Umstellung, da die Göttlichkeit des Kaisers eine Tradition war, die aber nicht die innere Ueberzeugung des Volkes ausdrückte.

Bei der Beurteilung fremder Sitten vergißt man oft, daran zu denken, ob nicht ähnliche Gepflogenheiten auch im eigenen Lande zu finden sind. Auch in Europa gibt es Sitten, deren Bedeutung geschwächt ist. Ein Japaner, dem die europäischen Sitten nicht bekannt sind, würde sehr erstaunt sein, wenn er einen Brief bekäme, in dem er mit «sehr geehrter» oder «Lieber Herr X.» angeredet wird. Er wird sich fragen, warum er denn sehr geehrt oder gar lieb ist. Wenn die Japaner den europäischen Sitten mit ähnlicher Verständnislosigkeit begegnen würden, so müßte sie die Gefühlsüberschwenglichkeit der Franzosen verblüffen, wenn diese etwa sagen: «Je suis enchanté de faire votre connaissance.»

Auch die japanischen Frauen werden oft oberflächlich beurteilt. Gewiß, die soziale Stellung der Frau ist in unserem Lande noch viel tiefer als die des Mannes. Unsere Frauen erscheinen den Fremden oft allzu demütig. Was die Haltung der Männer den Frauen gegenüber betrifft, so können die Japaner vieles von den Europäern lernen. Die Ausländer aber gehen mit ihrem strengen Urteil zu weit, weil sie die Sitten als unverfälschten Ausdruck des innerlichen Gefühls betrachten. In Japan ist es üblich, daß sich eine Frau in der Oeffentlichkeit sehr demütig und bescheiden benimmt. Auch die lebhafteste Hummel ist vor fremden Augen still und sanft «wie ein Katze», wie dies der japanische Ausdruck nennt. Die Frau, die ihren Mann unter dem

Pantoffel hat, ist ihrem Gemahl, soweit ein Fremder anwesend ist, blindlings gehorsam. Die Ausländer, die so etwas sehen, kommen empört zum Schluß, die Japaner tyrannisierten und versklavten ihre Frauen. Die wenigen Fremden aber, die mit einer japanischen Familie zusammenlebten, wissen, daß sich in Japan das Familienleben von demjenigen in Europa nicht viel unterscheidet.

Es ist zwar nicht unbegreiflich, wenn die Ausländer aus der Betrachtung dieser äußerlichen Sitte den Schluß ziehen, daß wir die Frauen als minderwertige Geschöpfe ansähen. Eine derartige Auffassung aber liegt der heutigen Behandlung der Frauen nicht zugrunde. Diese Sitte kommt vielmehr von der übermäßigen Betonung der fraulichen Bescheidenheit und Sittsamkeit in der feudalen Samuraizeit.

Eine Schweizer Journalistin behauptet, daß in Japan sogar in der Schule die Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts gelehrt werde. Zumindest in unserem Jahrhundert war und ist solch eine Erziehung nirgends mehr anzutreffen. Die Journalistin berichtet weiter, daß man über diese Alleinherrschaft der Männer bereits in dem ältesten legendären Geschichtsbuch Japans «Kojiki» nachlesen könne. Wir finden aber darin keinen ähnlichen Gedanken, sondern im Gegenteil gerade die Sitte der Matriarchie. In der Welt der ältesten Japaner herrschte nicht ein Gott, sondern die Sonnengöttin Amaterasu. Bevor die Sitten und Gebräuche des asiatischen Kontinents in Japan festen Fuß faßten und bevor noch die Kriegerklasse durch die häufigen Bürgerkriege emporgestiegen war, lagen das gesellschaftliche Leben, die kulturellen und sogar die politischen Tätigkeiten meistens in den Händen des zarten Geschlechts.

Die Japaner versetzt es ebenso in Erstaunen wie die Europäer, wenn sie in einer europäischen Zeitung lesen: «Die Japanerin darf auf der Straße nicht einmal in gleicher Höhe wie ihr Mann gehen», oder: «Nur in den krassesten Fällen wird es eine japanische Mutter wagen, ihrem Sohne wegen eines Vergehens Vorstellungen zu machen, da, der allgemein herrschenden Ansicht nach, die Gefühle des Kindes nicht verletzt werden dürfen» und so weiter.

V.

Viele Mißverständnisse kommen daher, daß die Europäer im allgemeinen über Asien äußerst unklare Begriffe haben. Die Verschiedenheiten der asiatischen Völker werden vielfach von den Europäern übersehen. China und Japan, zwei in jeder Hinsicht fast diametral verschiedene Völker, werden in Europa gewöhnlich als ein Begriff behandelt. Die beiden Völker haben jedoch verschiedenes Blut — der

Japaner ist eine Mischrasse, bei der der ozeanische Blutanteil den der Mongolen und den der Ainu, der weißen Urbewohner Japans, übertrifft —, die beiden Völker haben andere Sprachen, die keine Aehnlichkeiten besitzen. Sie haben einen anderen Charakter und eine andere Kultur. Eine Melodie der japanischen Volksmusik ist beispielsweise von einer chinesischen so verschieden wie ein russisches Volkslied von einem spanischen.

Auf den Bühnen Europas aber sitzt Madame Butterfly vor einer Buddhastatue aus Java und betet zu den shintoistischen Göttern, während ihr Oheim Goro, mit einem chinesischen Zopf behaftet, ihr «kleines» Haus auf dem Hügel Nagasakis betritt, das im Prachtstil der chinesischen Tempel erbaut ist. Was würden die Europäer dazu sagen, wenn Prinz Hamlet in Tiroler Kniehosen auf der Bühne erscheinen und Franz Schubert im «Dreimäderlhaus» mit einer elisabethanischen Halskrause auftreten würde.

Da man in Europa herzlich wenig über Japan weiß, wird eine gelegentlich betonte Seite unseres Volkes einfach als Gesamtbild betrachtet. Nach den Greueltaten der japanischen Militaristen wurde das ganze japanische Volk als grausam und blutrünstig angesehen. Seither ist jeder Japaner von einem unheimlichen Nimbus umgeben, was hingegen bei den Deutschen, die ebenfalls Greueltaten begangen haben, mit deren Lebensweise aber die Europäer vertraut sind, nicht der Fall ist.

Die Europäer, die sich in den verwickelten politischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen der Gegenwart zurechtzufinden wissen, beurteilen die Verhältnisse in Japan mit grober Simplifizierung. Nach der Politik des Militärs der letzten Jahre betrachtet man uns im Ausland als ein ambitiöses, jedoch kriegerisches Volk, das aber keine positiven Eigenschaften, was die Hebung der Kultur und Zivilisation angeht, besitzt. Ein englischer Admiral soll einmal geäußert haben: «Ich habe noch von keinem Japaner gehört, der es verdienen würde, zu leben» (Willard Price: «The Son of Heaven», Seite 6).

Es wurde oft gesagt, daß die Japaner von Natur aus vom Untertanengeist besessen seien und die Demokratie ihnen vollkommen unbekannt sei. Die Ausländer aber, die jahrelang in Japan lebten, teilen diese Ansicht nicht. Willard Price schreibt: «Der allgemeine Begriff, daß die Japaner sich zufrieden der Diktatur unterworfen hätten, ist von der Wahrheit weit entfernt. Seit der Restauration von 1868 gab es ein dauerndes Ringen um die Demokratie.»

Es ist wahr, daß die Japaner erst seit 1868 vom Feudalismus befreit wurden, nicht individualistisch sind und, was die Demokratie betrifft, wenig Erfahrung haben. Seit dem Massenaufstand gegen den Kaiser im Jahre 1913 wehrte sich das Volk gegen den aufkommenden Des-

potismus der Militärkaste. Die Ergebnisse mehrerer allgemeiner Wahlen zeigten deutlich, daß in Japan die Demokratie erfreuliche Fortschritte gemacht hätte, wenn das Militär nicht die liberal gesinnten Staatsmänner mit Maschinengewehren zusammengeschossen und alle Liberalisten wegen Staatsverrats verhaftet hätte.

Die Freiheitsbestrebungen der japanischen Intellektuellen spiegeln sich am besten in den Protesten und Streiks der Studenten wider. Rund sechzehntausend Studenten der kaiserlichen Universitäten in Tokio und Kyoto streikten, und nicht weniger als fünfzig Professoren reichten ihre Entlassungsgesuche ein, als dem liberalistischen Professor Takikawa verboten wurde, während seiner Vorlesungen Kritik an den sozialen Zuständen in Japan zu üben. Von 1930 bis 1933 wurden etwa vierundzwanzigtausend Liberalisten, Sozialisten und Kommunisten verhaftet. Der Militarismus eroberte mit Maschinengewehren das Volk und verschloß ihm den Mund mit dem Vorwand der «kaiserlichen Unantastbarkeit».

Aber die Sympathie für die Demokratie wurde damit nicht ausgelöscht. Denjenigen, welche die wahren Verhältnisse des einstigen Japan kannten, wird es nicht verwunderlich sein, wenn heute die Demokratisierung in raschem Tempo vorwärts schreitet.

VI.

Wir dürfen trotz allem die Schuld an allen Mißverständnissen nicht allein auf die Ausländer schieben. Denn nicht zufällig machten wir ihnen den Eindruck, wir seien schwer zu verstehen. Das japanische Inselreich hatte über zweihundert Jahre lang seine Tore der Außenwelt verschlossen. Während dieser Zeit lebte das Volk vollkommen isoliert. Ein Kontakt mit der Außenwelt, der den Japanern den weitblickenden Fortschrittsgeist hätte geben können, war nicht vorhanden. Man klebte an Formalitäten und schätzte die Umstandskrämerei. Strenge Klassenunterschiede beraubten die Bürger ihrer Freiheit. Die Moral des Samurais beherrschte das Leben. Es war verpönt, sein inneres Gefühl offen zu zeigen. Und diese Sitte blieb bestehen, nachdem das Inselreich seine Isolierung aufgab.

Ein Ausländer, der zur Zeit des russisch-japanischen Kriegs in Tokio weilte, besuchte die Gattin des Generals Nogi, um ihr sein Beileid über den Tod ihrer beiden Söhne auszudrücken, die auf dem mandschurischen Schlachtfeld gefallen waren. Frau Nogi nahm die Kondolenz mit kühler Ruhe entgegen und sagte lächelnd: «Ich freue mich herzlich, daß meine beiden Söhne dem Vaterlande gedient haben.» Der Ausländer wunderte sich über ihre Gefühlslosigkeit, doch gewahrte er, wie ihre zitternden Hände unter dem Tisch beinahe ihr

Taschentuch zerrissen. Da verstand er, was die Sitte der Selbstbeherrschung von einem Mutterherzen verlangte.

Die Verteidigung dieser Bushidomoral ist hier nicht meine Absicht. Ich will lediglich zeigen, daß wir innerlich auch fühlen und empfinden wie andere Menschen, denn es gibt genug oberflächliche Beobachter, die zum Beispiel behaupten, «die Japaner kennen die zarte Liebe nicht, welche Eltern und Kinder so eng miteinander verbindet, daß es ihnen unmöglich ist, sich zu trennen, und für sie ist die Trennung von ihren Lieben und das Sterben die leichteste Sache der Welt».

Es erstaunt uns immer wieder, daß in den europäischen Bearbeitungen der japanischen Heldengeschichten, vorab in Filmen und Bühnenstücken, die Japaner so ruhig und empfindungslos ihr Leben opfern können, als gäbe es für sie nichts Leichteres. Das Künstlerische der originalen Romane und Dramen aber ist die Schilderung des innerlichen Leidens der Helden, deren Schicksal durch den Gegensatz des feudalen Disziplinismus und der vulkanischen Leidenschaft, die dem japanischen Volk eigen ist, bis zur äußersten Tragik getrieben wird.

Japan ist bisher der Welt nur durch seine offizielle Propaganda, seine Diplomatie, seine Kriegsmethoden und durch die oberflächliche Beobachtung fremder Reisender bekannt gemacht worden. Das wahre Wesen des Volkes aber war hinter dieser Fassade völlig verborgen. Erst jetzt, wo zahlreiche alliierte Soldaten auf dem Lande mit dem Volk, also nicht mit Diplomaten, Generälen und Propagandisten, in Berührung kamen, wird es allmählich klar, daß in Japan der Mann auf der Straße ganz anderes denkt und fühlt als man es sich bisher im Ausland vorgestellt hatte.

Der Franzose Paul Iseler, der dreizehn Jahre lang in Japan weilte, schreibt: «Les Japonais m'apparaissent dans leur être essentiel, peu différents des hommes d'Occident: même somme d'amour et d'égoïsme, de désirs, de passions, de travail et de paresse, de joies et de tristesses, de dévouement et de cruauté» («Rythmes du Monde», Paris, Nr. 2, 1947).

Dies ist auch meine Ansicht, die desto überzeugter wird, je länger ich mich in Europa aufhalte.